

# Aufklärung und Verbrechen

Neuere Romane beschreiben die Universität als Hightech-Dépendance, Drittmittelmaschine und Intrigensumpf. Welche Sehnsucht hält sie zusammen?

Von Markus Steinmayr

Seit einiger Zeit mehrten sich in der Gegenwartskultur die Stimmen, Texte und Bilder, in denen es um das akademische Leben innerhalb und außerhalb der Universität geht. So kann man auf Instagram unter dem Titel „Dark academia“ eine bildungspolitische Elegie in Bildern und Snapshots verfolgen (F.A.Z. vom 6. August), in der das Studium und die studentische Existenz genau als das Gegenüber des auftauchenden, was sie momentan nach drei Onlinesemestern zu werden scheinen: als Lebensform und als Stil. Es gibt Füller und Bleistifte, aber keine Apple-Pencils, es gibt Notizbücher und keine Laptops, es gibt Pullover und keine Hoodies, es gibt Ledertaschen und keine Rucksäcke. Die Studenten sind keine Kacheln bei Zoom, sondern gut gekleidete junge Männer und Frauen, die aus der Zeit gefallen zu sein scheinen. Ansehend hat sich Sehnsucht nach einer anderen Universität, nach einem Studium, das den Namen verdient, aus der Universität in die sozialen Medien verlagert.

Bekanntlich hat Sehnsucht keinen realen Gegenstand. Sie ist, so wusste es schon Friedrich Schlegel, ein „Vorgefühl eines unbekanntes Gegenstandes, das Streben in die unermeßliche Ferne“. Sehnsüchtig in diesem Sinne funktioniert die Universitätsdarstellung in John Williams' Übersetzungsbuch „Stoner“, einem Bildungsautobiografie aus dem mittleren Westen, bringt den Gegensatz zur gegenwärtigen Verfasstheit der Universität auf den Punkt. Möglicherweise ist es genau dieser Widerstand, der dem Roman in universitären Zirkeln so viele Leser beschert hat.

Erzählt wird die Geschichte eines Philosophen an einem kleinen College im mittleren Westen. Seinen sentimentalen Gehalt verdankt der Roman der Symbolkraft von Orten, die in der gegenwärtigen Universität ganz anders funktionieren, nicht mehr existieren oder gänzlich anders aussehen. Als Beispiel mögen der Campus und die Universitätsbibliothek dienen. „Manchmal“, so heißt es in dem Blick auf den Campus, „ließ er sich in der Mitte des Platzes stehen und schaute auf die fünf riesigen, aus kühlen Gras in die Nacht aufragenden Säulen vor Jesse Hall, die, wie er wusste, Überreste des ursprünglichen, im letzten Jahren durch einen Brand zerstörten Universitätsgebäudes waren.“ In Anspielung auf die Ruinen- und Restlandestheorie der deutschen Romantik heißt es weiter: „Grausigern im Mondlicht, klar und rein, schienen sie ihm ein Sinnbild der menschlichen Existenz, so wie er sich entschieden hatte, so wie ein Tempel Sinnbild des in ihm verehrten Gottes war.“ Im weiteren Verlauf der Geschichte wird Stoner die Universitätsbibliothek zum Sinnbild seiner Existenz. Seine Bibliothek ist die große Universitätsbibliothek, der neue Flügel angebaut, neue Bücher einverleibt, die, auch wenn alte Werke entliehen werden mochten, im Kern doch unverändert blieb.

Stoner ist die „Sentimentalitätsfigur“ der Romantik. Während er die Universität als eine „Art geistiges Tonikum“ betrachtet, das er sich selbst und den Studenten verabreicht, ist sie für seinen Kommilito-

nen Masters eine „Klasse (...) eine Art Seniorenheim, eine Zuflucht für die Gebrechlichen, die Alten oder die Unzufriedenen oder die auf andere Weise Unzulänglichen“. Stoner setzt diese Diagnose der Verwandlung seiner selbst in eine aus der Zeit gefallene „lächerliche Figur“ entgegen. Das College wird für ihn zu einer Art Idylle, deren Funktion darin besteht, das Gegenstück zu Gesellschaft, Karriere und Optimierungszwang zu symbolisieren. Der Rückzug auf sich selbst lässt sich als Ästhetik, aber viel mehr noch als Ethik der universitären Existenz beschreiben. Der Roman erzählt eine rückwärtsgewandte Utopie der philosophischen Existenz, die ihn so attraktiv macht. Jonas Lüsschers „Kraft“ aus dem Jahre 2017 erzählt dagegen eine Dystopie der akademischen Existenz, die auf eine Utopie des Wissenschaftstransfer trifft: Der früh berufene Rhetorikprofessor Richard Kraft, mit einer Beraterin für Bildungsrichtlinien liiert, zieht nach Stanford. Dort ist ein Essaywettbewerb ausgeschrieben worden. Der Tübinger Großordnarius soll sich auf Einladung eines Kollegen, zum Preisgeld von einer Million Dollar, mit dem Thema „Theology and Technology: Optimism for a young Millennium. Why whatever is, is right and why we can still improve it“ beschäftigen. Die Konfrontation mit dem praktischen Gegenstück der Universität wird nicht eins, die dramatisch auf die Spitze getrieben, wenn Kraft den Preisträger Peter Thirt trifft. Beide sind Disruptoren, der eine für den Markt, der andere der universitären Kommunikation. Als Student hat sich Kraft, so erzählt der Text, ein „Prof“ daraus gemacht, seine Mitstudenten mit seiner Affinität zu Maggie Thatcher und Ronald Reagan zu provozieren und das Mantra des Neoliberalismus nachzubeten. Konfrontiert mit dem wahren Neoliberalismus in Form der kalifornischen Tech-Konzerne, die „außerhalb von Hoheitsgewässern, befreit von Regularien, ineffektiven Regierungen“ ihre Utopie der deregulierten Welt in Form von „Laboratorien“ verwirklichen wollen, sucht der Protagonist den Freitod.

Kraft ist eigentlich eine Weber'sche Gestalt. Webers berühmte Rede „Wissenschaft als Beruf“ geht ja von einem kulturellen Unterschied zwischen den Vereinigten Staaten von Amerika und Deutschland aus. Bei Weber heißt es, dass die neueste Entwicklung des Universitätswesens auf breiten Gebieten der Wissenschaft in der Richtung des amerikanischen verläuft. Die großen Institute medizinischer oder naturwissenschaftlicher Art sind „akademische“ Unternehmungen. Sie können nicht verwaltet werden ohne Betriebsmittel größten Umfangs.“ Dass ein Tech-Unternehmen eine wissenschaftliche Fragestellung in die Welt setzt, die wie eine Akademieauszeichnung aus dem 18. Jahrhundert, „Germanistatistikprofessor kurz vor der Emeritierung“, noch „voller Spannung und Bosheit“. Die Geschichte dreht sich um eine Mordserie im Umfeld der Tübinger Universität, deren Aufklärung den Protagonisten den „wahren“ Zustand der Universität sehen lässt. Eine Kollegin Müller-Riedel, die versucht, die „Studenten für Sprachtheorien zu interessieren“, lehnt moderne Präsentations-techniken rund um ab. „Aber PowerPoint, das sag ich Ihnen, gibt es bei mir nicht.“



So stellt man sich die Universität auf Instagram. Bibliothek im Trinity College in Dublin. Foto: Schapowalov

Viele Alltagspläne der Universitätskritik scheinen für die gegenwärtige Universitätsliteratur prägend zu sein. Veranschaulichen lässt sich das an dem jüngst erschienenen Universitätsroman „Herbarium“ des Tübinger Emeritus Gert Ueding. Dort trifft der Protagonist Max Kerling, ein Wiedergänger des Künstlerdetektivs, wie ihn Luc Boltanski in „Räsel und Komplote“ entworfen hat, auf universitäre Figuren wie Müller-Riedel, Germanistatistikprofessor kurz vor der Emeritierung, noch „voller Spannung und Bosheit“. Die Geschichte dreht sich um eine Mordserie im Umfeld der Tübinger Universität, deren Aufklärung den Protagonisten den „wahren“ Zustand der Universität sehen lässt. Eine Kollegin Müller-Riedel, die versucht, die „Studenten für Sprachtheorien zu interessieren“, lehnt moderne Präsentations-techniken rund um ab. „Aber PowerPoint, das sag ich Ihnen, gibt es bei mir nicht.“

Ein anderer spielt vollkommen platt mit den Stereotypen und sprachlichen Problemen der gegendeten Universitätskommunikation. „Schön wär's ja, wenn unsere Studenten Studierende wären, aber studieren tun nur die wenigsten.“ Der Germanistatistikprofessor glaubt gemäß den Stereotypen der Bologna-Kritik, das es nur noch „Kurse wie Drama I oder Drama II oder Romanischer Roman I und so weiter“ geben werde, „wie – und dieser Vergleich sagt schon alles – bei den Maschinbauern“. Hier wird das Modell der modularisierten Studiengänge aufgerufen, ein Schema, das für die Literaturwissenschaften nicht zählt, weil es allzu technokratisch ist. Die universitätskritische Folklore wirkt bei Ueding auch ein bisschen ironisch, weil sie von Figuren in Szene gesetzt wird, die während der Einführung des Bologna-Prozess genähigt Möglichkeit zum Widerstand gehabt hätten. Diese Widerstandverweigerung ist ihr

blinder Fleck. Das akademische Personal verkörpert so den mehrfachen Widerstand gegen die neoliberale Optimierung der Universitäten.

Erwähnenswert an Uedings Buch ist auch das Verhältnis von Aufklärung und Veruschung, von Verschwörung und Aufdeckung. Nur den fiktiven Redakteur der F.A.Z. gelingt es, den Skandal über „undurchsichtige Geschäfte“ der Hochschulangehörigen aufzuklären und die Drittmittelmaschine moderner Wissenschaftspolitik als Selbstbedienungsladen zu deconvulieren. Aus der Universität selbst, aus dem beteiligten Institut ist das der Wissenschaftspolitik ist das Interesse an der Aufklärung gering. Dies wirkt kein gutes Licht auf die Universität, in der die scheinbar Aufrechten von außen kommen, die Dozenten jedweder Statusgruppe aber als korrupt, gierig und verschlagen dargestellt werden.

Auf der Höhe aktueller Debatten wirkt hingegen, wie der wissenschaftliche Kom-

kurenzkampf in Mathias Énard's 2016 erschienenem „Kompass“ vorgeführt wird. Dort wird die Geschichte einer Wissenschaftlerin erzählt, die sich vorgenommen hat, gegen das Orientalismus-Konzept von Edward Said anzuschreiben. Gegen den postkolonialen Hegemonismus, sie mit dem Konzept an, das zeigen soll, „dass die ‚Orientalen‘ nicht davon (von der Moderne) ausgeschlossen waren, sondern im Gegenteil aktiv daran teilhatten, häufig sogar diejenigen waren, von denen die Anregung, der zündende Funke ausging“.

Die Doktorandin zielt darauf ab, zu zeigen, „dass Suids Theorien zu einem besonders subtilen ‚Herrschaftsinstrument‘ geworden seien. Der“, wie es heißt, „ontologische Riss zwischen einem Okzident, der beherrscht, und einem Orient, der beherrscht werde“, schaffe eine „Bruchlinie“, die dazu führe, „dass das auf diese Art geschaffene Modell zur Realität“ werde. Der Roman erzählt anhand der beiden Protagonisten, Sarah, ihres Zeichens Orientalistin, und Franz Ritter, eines moribunden Wiener Musikwissenschaftlers, von der Jahrhundertwährenden Passion des Westens für den Orient, die mit langweiligen Dichotomien postkolonialer Provenienz nicht annähernd erfasst wird. Man muss fairerweise sagen, dass Said den deutschen Orientalismus explizit von dieser Dichotomie ausgenommen hat. Für ihn war die deutsche Orientalismuswissenschaft kein Element eines Beherrschungskomplexes. Niemand habe sich, schreibt Said in seinem Standardwerk „Orientalismus“, in der deutschen Wissenschaft während der ersten beiden Drittel des 19. Jahrhunderts ein enges Zusammenspiel zwischen den Orientalisten und einem (...) nationalen Interesse ergeben“. In Franz Ritters Erinnerung entsteht ein Orient aus Texten, Düften und Tönen, seine Beziehung zu Sarah, einer Doyenne der Orientalistik, ist eine Vereinigung von Ost und West, von Literatur und Musik. Vielleicht sollten ideologisierte Postkolonialisten an deutschen Universitäten diesen Roman als Auseinandersetzung mit den blinden Flecken ihres eigenen Paradigmas lesen.

Durch die „Alltagsbeobachtung“ (Moritz Baßler) der wissenschafts- und fachpolitischen Konkurrenz erscheint die Realität der hiesigen Universitäten im Medium der Literatur. Es ist eine Realität für einen immer größer werdenden Teil der Bevölkerung. Die Frage also ist, ob die Universität eine Institution ist, deren Thematisierung Aufschluss über darüber hinausgehende Aspekte gesellschaftlicher Semiose ermöglicht, ob also die Universität eine gesellschaftliche Einrichtung ist, die mit der Universität zusammenhängt, und Kulturen selbst beschreiben können. Die Universität im Roman ist eine, die sich durch ein vielfältiges Personal auszeichnet, aber in der es keine ideale Einheit der Orientalistik, die das Erzählen über die Universität zusammenheilt. Das Auseinanderfallen der Universität führt zum Verlöschen altergebrachter Formen der Universitätsliteratur. Genau dieses Verlöschen der Form macht möglicherweise den Realismus der gegenwärtigen Universitätsliteratur aus.

# Wie soll man einer Großmacht die Stirn bieten, die man nicht kennt?

Angesichts der chinesischen Machtpolitik wird seit Jahren der Aufbau von China-Expertise gefordert. Weit ist man noch nicht gekommen.

Nach der von China erwirkten Absage einer Buchvorstellung an den Konfuzius-Instituten in Duisburg und Hannover (F.A.Z. vom 27. Oktober) wurde wieder einmal der Ruf laut, die deutschen Universitäten müssten sich organisatorisch von den Konfuzius-Instituten lösen und eigene China-Expertise aufbauen. Bisher entscheiden sich jedes Jahr aber nur einige Hundert Studienanfänger für ein Studium der Sinologie – gemessen an der politischen und wirtschaftlichen Bedeutung der Großmacht ist das wenig. Immer dann, wenn sich Chinas Image verschlechtert, nähmen weniger junge Menschen ein Sinologiestudium auf, beobachtet Marina Rudyak, Mitarbeiterin am Institut für Sinologie an der Universität Heidelberg.

Rudyak ist der Meinung, in Deutschland habe man Chinas Aufstieg zur globalen Großmacht lange ausgenutzt, was sich nun rächt. Die größten Defizite sieht sie bei der Sprachkompetenz. „Kein Unternehmen käme auf die Idee, eine Stelle in den USA mit einem Mitarbeiter

zu besetzen, der kein Englisch spricht.“ Umgekehrt würden selten gute Chinesekenntnisse verlangt für berufliche Positionen mit Kontakt nach China. Ohnehin sprächen zu wenige Menschen Chinesisch gut genug, um es im Arbeitsalltag einsetzen zu können. Es seien auch nur einige Deutsche mit Chinas politischem System, seiner Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung vertraut. Dieses Unwissen birgt aus Rudyaks Sicht Risiken: Wie solle man die eigenen Interessen wirksam vertreten, wenn man die chinesischen Seite nicht kennt?

Das Bundesministerium für Bildung und Forschung stellt von 2017 bis 2024 rund 24 Millionen Euro für die „Stärkung unabhängiger China-Kompetenz in der deutschen Wissenschaft“ bereit. 2015 hatte sich das Ministerium schon eine „China-Strategie“ aufgelegt. In der ersten Finanzierungsrunde werden elf Projekte an einzelnen Hochschulen gefördert. Achtzig Bewerbungen waren eingegangen. In den kommenden Monaten läuft die Förderung vielerorts aus.

Staatssekretär Wolf-Dieter Lukas erkennt in der deutschen Wissenschaft mit Blick auf China eine „stille Lernkurve“. China-Kompetenz bedeutet für das Ministerium nicht nur Spracherwerb, sondern auch das Verständnis rechtlicher, politischer, wirtschaftlicher, gesellschaftlicher, kultureller und historischer Zusammenhänge. Vorgaben, wie dies zu bewerkstelligen sei, will das Ministerium nicht machen.

Die Projekte verfolgen unterschiedliche Ansätze zum Ausbau der China-Kompetenz. Das Projekt „Mind Body Matter“ der Philipps-Universität Marburg beispielsweise richtet sich an Studenten und Wissenschaftler in den Lebenswissenschaften. Im Rahmen der Förderung seien unter anderem zwei neue Zertifikatsprogramme eingeführt worden, sagt Projektleiterin Petra Kienert. Ein Programm vermittelt interkulturelle Kompetenzen an hiesige Studenten und Doktoranden, das andere widmet sich der Frage, wie Forschungsprojekte mit China aufgebaut und geleitet werden

können. Die Projekte bereiten Wissenschaftler und Studenten auf die Zusammenarbeit mit chinesischen Partnern vor. An deutschen Hochschulen würde sich Kienert viele Mitarbeiter mit Regionalexpertise wünschen, die Kooperationen mit chinesischen Einrichtungen managen können.

An der Hochschule Konstanz gründete man mit der Bundesförderung das dortige China-Zentrum. Gabriele Thelen, Direktorin des Zentrums, sieht eine der Hauptaufgaben in der Annäherung zwischen deutschen und chinesischen Studenten. Sie beobachtet unterschiedliche Wissensstände: „Die chinesische Seite beschäftigt sich viel intensiver mit uns als wir uns mit ihnen.“ In den interkulturellen Kursen, die das Zentrum anbietet, tauschen sich die Teilnehmer beispielsweise über deutsche und chinesische Nachrichten aus und wie diese in jeweiligen Land wahrgenommen werden. In ihrer Arbeit geht es oft darum, einem „veralteten, einseitigen China-Bild“ entgegenzuwirken, sagt Thelen.

Für Sigrun Abels, Leiterin des Center for Cultural Studies on Science and Technology in China an der Technischen Universität Berlin, kommt der Ausbau von China-Kompetenz zehn Jahre zu spät. China sei kein weit entferntes Land mehr, sondern ein Akteur in Europa.

„Wenn man international arbeiten möchte, kommt man an China nicht vorbei“, sagt die Sinologin. Im Rahmen des vom Ministerium geförderten Projekts Tutwuchte belegen Naturwissenschaftler und Angestellte der Hochschule Module beispielsweise zu Chinas Geschichte und Wirtschaftssystem. Die Kombination aus Fachkompetenz und China-Expertise sei ein „Jobgarant“, sagt Abels. Sie sieht die Teilnahme aber auch als persönlichkeitsbildende Erfahrung, die Zerrbildern von China auf deutscher Seite entgegenwirke.

Kienert, Thelen und Abels sind mit dem Verlauf ihrer Projekte zufrieden. An allen drei Hochschulen war die Resonanz nach Aussage der Verantwortlichen groß. Einig sind sie sich auch darin, dass

mehr und dauerhaft in China-Expertise investieren können, Wissenschaftler und Dozenten investiert werden müssten. „Wir können die Herausforderungen des 21. Jahrhunderts nicht mit den Strukturen des 20. Jahrhunderts lösen“, sagt auch Marina Rudyak.

Staatssekretär Lukas sieht den Bund hier nicht in der Pflicht. Die Förderung sei als „Stärkhilfe“ zu verstehen, mit der Projekte an den Hochschulen angestoßen werden sollen. Es sei jedoch Aufgabe der Länder und Hochschulen, langfristige Strukturen zu etablieren. Solange dies nicht geschieht, seien funktionierende Projekte wohl weiterhin turnusmäßig Drittmittel einbringen, um eine Anschlussfinanzierung sicherzustellen. Die zweite Finanzierungsrunde des Bundesministeriums ist schon seit Anfang Juni ausgeschrieben. Einzelne Vorhaben sollen der Bekanntmachung zufolge bis zu 500 000 Euro gefördert werden. Auch diese Finanzierungsrunde wird bei den Hochschulen wohl auf großen Bedarf stoßen. ANNA SCHILLER